

Die Burgruine Hünenberg: Phantom einer Burg?

Gabi Meier

„Gesicherte Ruine oder ruinierte Burg?“ titelt der 31. Band aus der vom Schweizerischen Burgenverein herausgegebenen Reihe „Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters“. Eine Liste der zu dieser Frage zu behandelnden Burgstellen ließe sich wohl fast beliebig zusammenstellen. Die Frage, ob gesicherte Ruine oder ruinierte Burg, stellt sich im besonderen Maße auch für die Burgruine Hünenberg, deren Forschungs- und Sanierungsgeschichte in diesem Aufsatz erhellet werden soll.

Einleitung

Die Burgruine Hünenberg liegt auf dem Gebiet der Gemeinde Hünenberg im Nordwesten des Schweizerischen Kantons Zug, zwischen dem Zugersee im Osten und der Reuss im Westen.

Geographische Lage

Burgstelle und Dorf benennen sich noch heute nach dem gleichnamigen Rittergeschlecht, den Herren von Hünenberg. Nach einer ersten schriftlichen Erwähnung im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts sind die Herren von Hünenberg vor allem im 13. Jahrhundert in den Schriftquellen präsent. In dieser Zeit gelangen sie, unter anderem durch die aktive Förderung der Kyburger, zu einer ansehnlichen Menge an Eigen, Lehen und Rechten und avancieren damit zu einem der bedeutendsten Kleinadelsgeschlechter der Zentralschweiz.

Die Herren von Hünenberg

Die Stammburg der Herren von Hünenberg liegt am südwestlichen Dorfrand auf einem Sporn zwischen dem Dorfbach im Osten und dem Burgbach im Westen. Das Gelände fällt zu den Bächen hin relativ steil ab und ist im Norden und Süden zusätzlich durch Halsgräben gesichert (Abb. 1).

Die Burgruine wurde bereits in den 40er Jahren ausgegraben und in den 60er Jahren umfassend saniert. Heute dient die Anlage als Naherholungsziel, mit einer Feuerstelle ausgestattet als Grillplatz für laue Sommerabende und als romantische Kulisse für Kindergeburtstage und

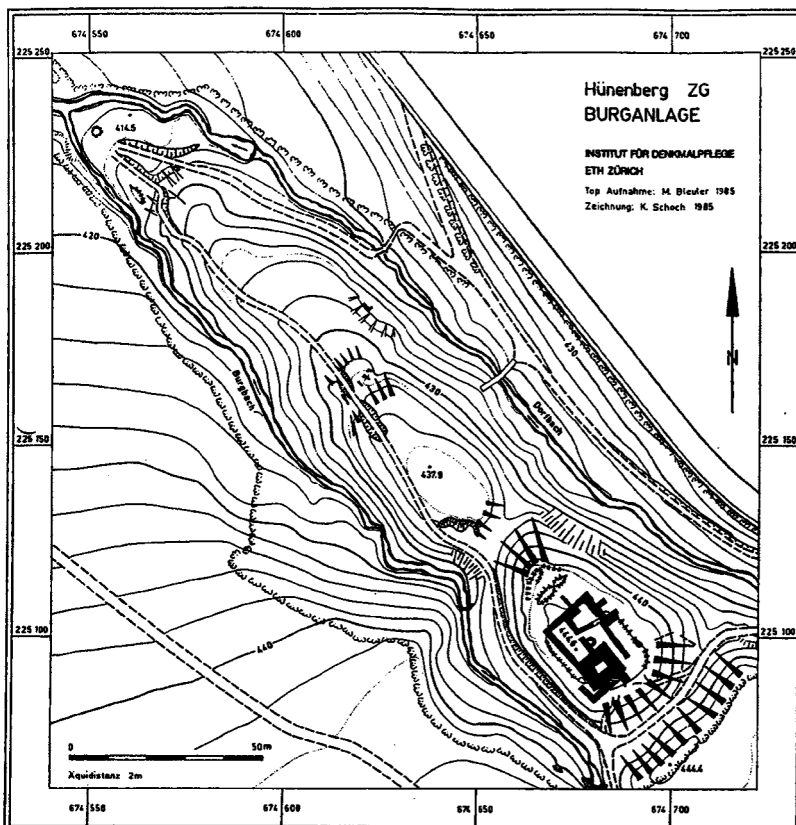


Abb. 1: Die Burgruine Hünenberg liegt strategisch günstig auf einem Geländesporn zwischen dem Dorfbach im Osten und dem Burgbach im Westen. Das Gelände ist im Norden und Süden zusätzlich durch Halsgräben gesichert. Aufnahme von M. Bleuler und K. Schoch (ETH Zürich) aus dem Jahr 1985.

Dorftheater. Seit der Sanierung der 60er Jahre hat die Burgruine durch diese moderne Nutzung Schäden erlitten, so dass eine erneute Sicherung der Anlage unumgänglich wurde.

Die dieser Konservierung vorangehende und diese begleitende, erneute archäologische Untersuchung erfolgt in einem Gemeinschaftsprojekt der Kantonsarchäologie Zug unter der Leitung von Herrn Dr. Stephan Hochuli und dem Leiter für mittelalterliche und neuzeitliche Archäologie, Herrn Dr. Adriano Boschetti, zusammen mit dem Lehrstuhl für Mittelalterarchäologie von Prof. Dr. Georges Descœudres am Kunsthistorischen Institut der Universität Zürich.

Erste Darstellungen der Anlage

Die Forschungsgeschichte der Burgruine Hünenberg kann mit Hilfe älterer Unterlagen wie folgt nachvollzogen werden: Frühes historisches Interesse fassen wir mit verschiedenen Darstellungen des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts (Abb. 3). Wenn auch romantisch überhöht, so weisen diese Ansichten doch darauf hin, dass in jener Zeit nicht nur das Bewusstsein um die Existenz der Anlage vorhanden war, sondern auch, dass zum damaligen Zeitpunkt einige Teile der Burg noch gut sichtbar erhalten gewesen sein müssen.

Ausgrabungen 1944 bis 1947

Ganz anders präsentierte sich das Bild 1944 (Abb. 2). Damals war von der Burgruine nichts mehr sichtbar; alles war von einer dicken Erdschicht und Bewuchs zugedeckt.¹ Nach der Ausgrabung der nahe gelegenen Burg St. Andreas in Cham fasste der Kantonsrichter und Landwirt Emil Villiger den Entschluss, auch die Burgruine Hünenberg auszugraben.² 1944 wurde die Korporation Hünenberg gegründet, die den Burghügel von den damaligen Besitzern aufkaufte. Unterstützt wurde Villiger unter anderem vom damaligen Präsidenten des Schweizerischen Burgenvereins, Eugen Probst, der Villiger einen Beitrag für erste Sondierungsarbeiten zusicherte. Villiger stellte damals fest, dass einzelne Mauern noch über zwei Meter hoch erhalten waren und dass sich damit eine – wie er es nannte – „Totalausgrabung“ lohnen würde.³

Die Ausgrabung dauerte dann von 1945 mit Nachfolgeuntersuchungen bis 1947. Villigers Grabungsteam bestand hauptsächlich aus Schülern und freiwilligen Mitarbeitern, insbesondere den Mitgliedern des lokalen Turnvereins. Die Arbeiten konnten deshalb meist erst nach Feierabend und entsprechend bei künstlicher Beleuchtung ausgeführt werden.

Der Oberturner Walter Hitz hielt nach dem ersten Grabungsjahr in einem kurzen Bericht fest: „Die Schubkarren waren in kurzer Zeit gefüllt. ... Mit jeder Arbeitsstunde konnte man feststellen, dass die vorzüglich organisierte Ausschälung der Burg gute Fortschritte machte.

1 Birchler 1934, 194, 426.

2 Ausschlaggebend war wohl nicht zuletzt die 1943 an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich erschienene Dissertation von Eleonore Maria Staub.

3 Villiger 1947, 68.

Abb. 2 (links): Zustand des Burghügels vor den Ausgrabungen. Foto von Emil Villiger vom 20. Februar 1945.

Abb. 3 (rechts): Trotz romantischer Überhöhung zeigen zeitgenössische Ansichten, dass im 18. und 19. Jahrhundert noch bedeutenden Teile der Burgruine gut sichtbar erhalten gewesen sein müssen. Kolorierter Umrissstich von Marquard Woher aus dem Jahr 1780 nach einem Gemälde von Caspar Wolf aus dem Jahr 1771.



Bei guter Beleuchtung wurde jeweils von 19.30 bis 22.00 Uhr gearbeitet, und oft hatte man das Gefühl, die Turner hätten es im Akkord. Durch die dunkle Nacht hörte man Pickelschläge und das Geräusch rollender Steine, die in die Tiefe sausten.“ Abschließend verkündete Hitz stolz, dass seine wackeren Turner insgesamt 3000 m³ Schutt und Steine weggeschafft hätten.⁴

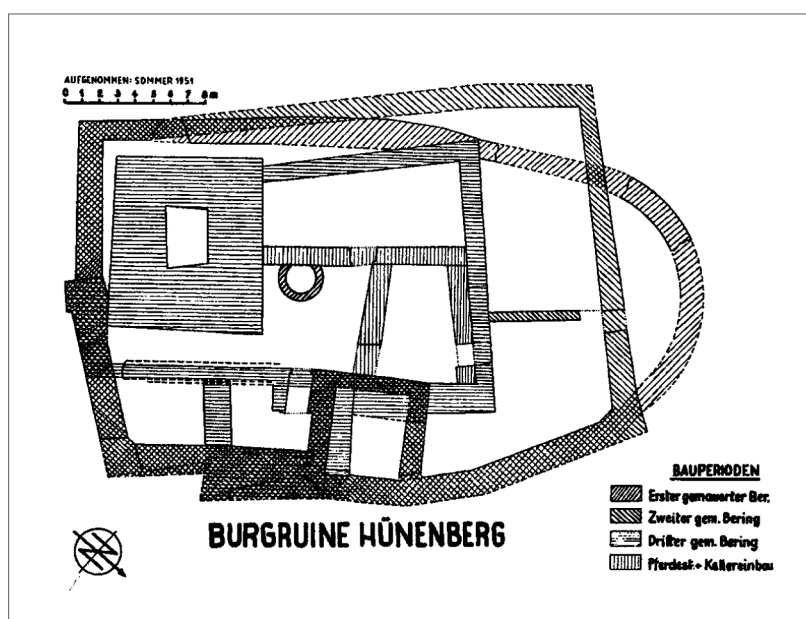
Meist wurde das Erdreich in „Maulwurfstechnik“ den Mauern entlang abgegraben, so dass die Schichtanschlüsse größtenteils verloren gingen. Zum Sprengen der Wurzelstöcke kamen 170 Aldorfitpatronen und 40 Meter Zündschnur zum Einsatz.⁵ Und schließlich wurde die lokale Feuerwehr an der Ausgrabung verpflichtet, um im Rahmen einer Übung das Mauerwerk des Bergfrieds mit den scharfen Wasserstrahlen einer Motorspritze zu reinigen.

All dies spricht nicht für ein besonnenes, aber sehr übereiltes Vorgehen. Der Grundriss, den der ansässige Grundbuch-Geometer wohl in Zusammenarbeit mit Villiger nach Abschluss der Arbeiten erstellte, erweist sich dann aber als erstaunlich differenziert (Abb. 4). Er ist allerdings nicht einfach zu lesen und wirft mancherorts auch Fragen auf. So bleibt beispielsweise an manchen Stellen unklar, ob eine gestrichelte Linie einseitig abgerutschtes Mauerwerk, einen Fundamentvorsprung oder einen nur vermuteten und zeichnerisch rekonstruierten Mauerzug anzeigt.

Obwohl man bei Ausgrabung und Fundbergung offensichtlich keine Rücksicht auf die einzelnen Schichten nahm,⁶ wurden die stratigraphischen Verhältnisse zum Teil ausführlich dokumentiert. Jean Melliger, der ständige Helfer Villigers, listete nach Abschluss der Grabung für jeden Raum die Mächtigkeit der einzelnen Schichten auf.⁷ Die Anbindung der Schichten an die Mauern blieb er uns allerdings schuldig und leider fehlen auch Höhenangaben sowohl für das Niveau vor als auch nach der Ausgrabung, so dass die aufgelisteten Profile gewissermaßen in der Luft hängen bleiben.

Erstaunlich detailliert wurden die stratigraphischen Verhältnisse in einem Sondierschnitt im Zentrum der Burg dokumentiert (Abb. 5). Aufgrund dieses Profils postulierte Villiger insgesamt vier Bauphasen, in welchen sich die Burg Hünenberg von einer relativ weiten, mehrheitlich wohl noch mit Holzbauten ausgestatteten Anlage des 11. Jahrhunderts zu einer kleinen, kompakten Steinburg des 15. Jahrhunderts entwickelte (Abb. 4).

Zur Dokumentation zählen schließlich über 100 Fotografien, die Villiger vor, während und nach der Ausgrabung aufnahm. Sie zeichnen



4 Unpublizierter Ausgrabungsbericht von Walter Hitz (Turnverein Cham) vom 15. November 1945 (Kantonsarchäologie Zug, Akten 3 – 40.01).

5 Villiger 1947, 69.

6 Die zahlreichen Funde, die den gesamten Zeitraum des Hoch- und Spätmittelalters abdecken, wurden im besten Fall raumweise, aber in keinem Fall schichtweise geborgen; vgl. Heid 1948; Schneider 1950.

7 Unpublizierte Schichtendokumentation von Jean Melliger vom 12. Dezember 1946 (Kantonsarchäologie Zug, Akten 3 – 40.01).

Abb. 4: Grundriss der Burgruine Hünenberg mit Markierung der Bauphasen nach Emil Villiger.

Die Brand- und Kulturschichten der Burg Hünenberg

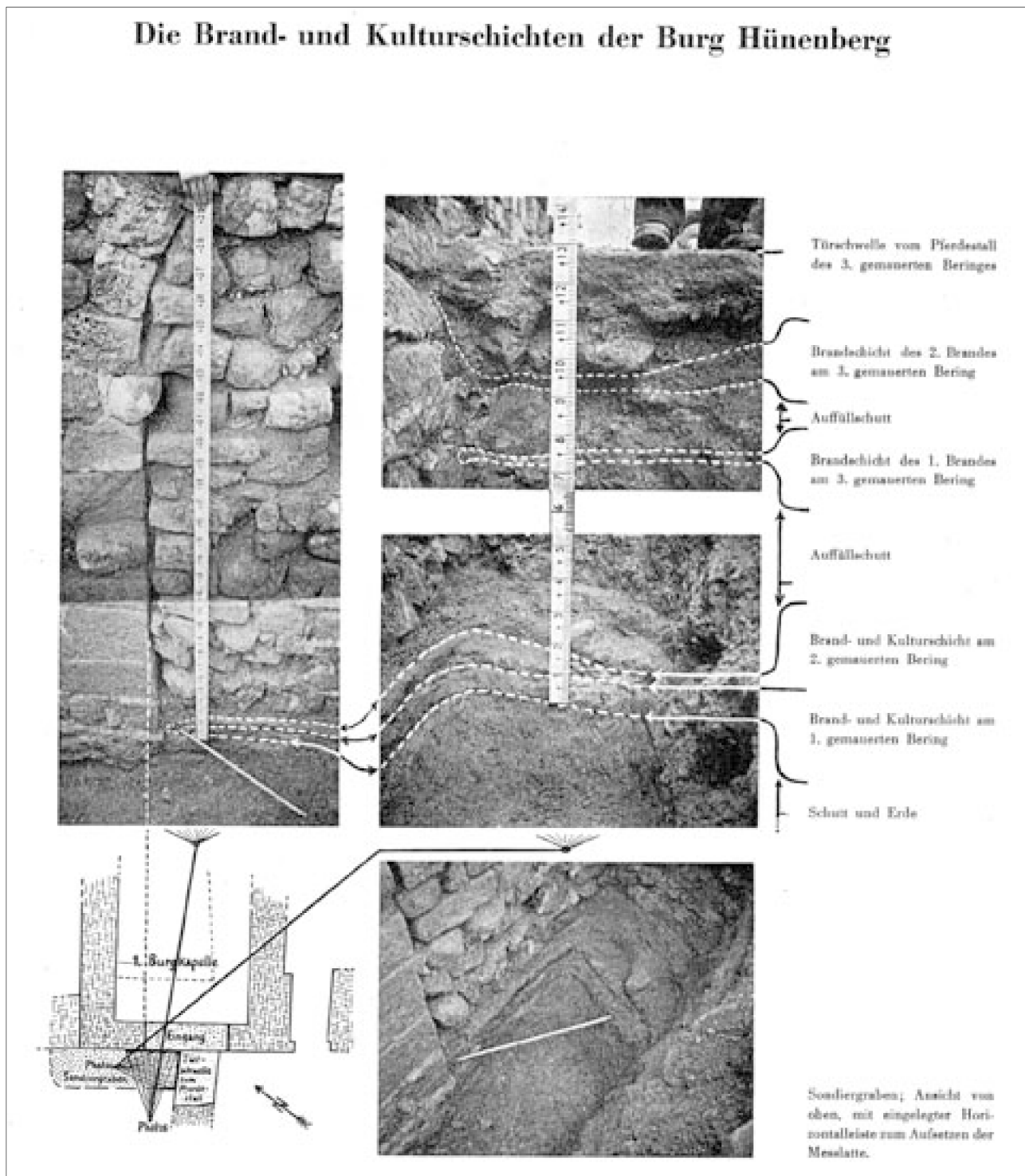


Abb. 5: In einem Sondierschnitt im Zentrum der Burganlage wurden die stratigraphischen Verhältnisse ausführlich dokumentiert: „Die Brand- und Kulturschichten der Burg Hünenberg“. Fotomontage von Emil Villiger.

sich größtenteils durch eine hohe Qualität aus und stellen heute eine wichtige Informationsquelle zur Burgruine dar, wenn auch nicht jeder Bereich der Burg systematisch abfotografiert wurde. Da ein Verzeichnis fehlt, ist außerdem die Zuordnung der Fotografien nicht mehr in jedem Fall möglich.

Sanierungen

Auf den Fotos wird ein Problem sichtbar, das für alle nachfolgenden Arbeiten und Maßnahmen auf der Burgruine Konsequenzen haben sollte. Es wird nämlich deutlich, dass man bereits während und unmittelbar nach der Ausgrabung einzelne Teile der Burg, insbesondere Tor- und Eckbereiche, baulich rekonstruierte, dies allerdings nicht immer in Übereinstimmung mit dem archäologischen Befund (Abb. 7 und 8). Es ist



Abb. 6 (oben): Aktueller Zustand des 1961/62 sanierten Torbogens. Foto vom 8. Juli 2005.

Abb. 7 (rechts oben): Ansicht der nördlichen Toröffnung während der Ausgrabung mit der älteren Ringmauer im Vordergrund. Foto von Emil Villiger vom 21. November 1946.

Abb. 8 (rechts mittig): Rekonstruierter Torbogen nach Abschluss der Ausgrabungen. Foto von Emil Villiger.

Abb. 9 (rechts unten): Nur gerade 15 Jahre nach der Freilegung hatte die Burgruine bereits starke Erosions- und Frostschäden erlitten. Zustand der Burgruine im Jahr 1961.

davon auszugehen, dass man dazu originales Baumaterial, das im Laufe der Ausgrabung angefallen war, wiederverwendete.

Dies lässt nun wiederum Zweifel an der Zuverlässigkeit der Fotografien aufkommen. Da die Fotos nur teilweise datiert sind, ist ein eindeutiges Vorher – Nachher nicht mehr in jedem Fall auszumachen. Es besteht somit keine abschließende Sicherheit, ob die Fotografien einen originalen oder einen bereits rekonstruierten Zustand wiedergeben.

Gut zehn Jahre nach der Ausgrabung hatte das freigelegte Mauerwerk bereits starke Erosions- und Frostschäden erlitten. Fotografien zeigen den drastischen Zerfall der Burgruine innerhalb dieser kurzen Zeit (Abb. 9). Als man dann 1961 endlich mit der Sanierung begann, konnte von reinen Sicherungsmaßnahmen bereits nicht mehr die Rede sein.

Der schlechte Zustand der Mauern und der Mauerfüllungen offenbarte sich größtenteils erst bei den laufenden Arbeiten. Wo sich die Notwendigkeit abzeichnete, mussten die Sanierungsmaßnahmen kurzweg auf die betroffenen Stellen ausgedehnt werden. Bis auf wenige Fotos gibt es leider keine Dokumentation zu den damaligen Arbeiten, doch haben wir das Resultat dieser massiven Eingriffe heute vor Augen (Abb. 6): Der Großteil der Mauern besitzt einen neuen Mauermantel, stellenweise wurde sogar der originale Mauerkerne entfernt und mit Beton vollständig neu ausgegossen.

Ein zusammenfassender Rückblick auf die von 1944 bis 1962 erfolgten Arbeiten führt zu der ernüchternden Feststellung, dass sich von der einstigen Burgruine nur noch ein geringer Bruchteil an originale Mauerwerk erhalten hat. Die Burg existiert heute gewissermaßen nur noch als Kopie und Phantom ihrer selbst.

Zwei Beobachtungen zur Sanierung von 1961/62 sind für die weitere Erforschung der Anlage von besonderer Relevanz.

Erstens: Die Sanierung war von keiner bauarchäologischen Nachuntersuchung begleitet. Vom angetroffenen Bestand ausgehend war das primäre Ziel die Instand- bzw. Wiederherstellung der Anlage. Ausrichtung und Proportionen der Mauerzüge wurden beibehalten, Eckverbände als Eckverbände, Stoßfugen als Stoßfugen, Gewände als Gewände wieder

Problemstellungen

Abb. 10: Innenansicht an die nordwestliche Ecke der inneren Ringmauer mit dem deutlichen Maueranstoß. Foto von Emil Villiger vom 7. April 1946.



aufgebaut. Was auf den ersten Blick als denkmalpflegerische Selbstverständlichkeit gilt, erweist sich auf den zweiten Blick als problematisch, denn die Instandstellung betraf auch eben jene Teile, die – wie oben bereits erwähnt – in den 40er Jahren nicht immer dem archäologischen Befund entsprechend rekonstruiert worden waren.

Das Problem lässt sich an einem konkreten Beispiel veranschaulichen: Die nordwestliche Ecke der inneren Ringmauer zeigte sich bei den Ausgrabungen offensichtlich als aus zwei unterschiedlichen Mauern bestehend. Im Norden fanden die Ausgräber eine glatte Quadermauer, die im Süden von einer jüngeren Mauer durchschlagen wurde (Abb. 10). Im Bereich des Maueranstoßes war ein Gesimsstück mit einfacher Kehlung als Spolie eingemauert, welches während der Ausgrabung für museale Zwecke entnommen wurde. Die ohnehin schon stark beschädigte Ecke der beiden Mauerzüge wurde danach im Verband wieder aufgemauert. Bei der Sanierung von 1961/62 schließlich wurde dieser Eckverband und die damit suggerierte Gleichzeitigkeit der beiden Mauern nicht weiter angezweifelt, sondern getreu dem angetroffenen Bestand wiederhergestellt (Abb. 11).

Angesichts solcher Problemstellungen lässt sich die Meinung vertreten, dass wir mit dem jetzigen Bestand der Burgruine nichts anderes vor uns haben, als ein teilweise veraltetes Modell im Maßstab 1:1. Was wir vor Ort sehen, ist streng genommen nicht die Burgruine selbst als originales Bau- und Bodendenkmal, sondern nichts anderes als eine dreidimensionale Dokumentation derselben. In der Folge wäre mit der Ruine umzugehen, wie wenn Pläne aus einer sogenannten Altgrabung vorliegen. Zwar ist korrigierendes Eingreifen auch bei einer älteren Dokumentation nicht statthaft – sei dies nun eine Planzeichnung oder ein Modell. Da es sich aber beim vorgefundenen Bestand nicht um einen archäologischen Befund im eigentlichen Sinne handelt, sondern um eine interpretierende Rekonstruktion, dürfen immerhin Zweifel angemeldet werden, wo – wie im soeben gezeigten Fallbeispiel – Anlass dazu besteht.

Zweitens: Bei der Sanierung wurde darauf geachtet, nicht nur die Dimensionen der einzelnen Mauerzüge, sondern auch deren Charakter exakt zu kopieren; Mauerwerk aus Lesesteinen wurde mit Lesesteinen, Quadermauerwerk mit Quadern ersetzt. Die mit Lesesteinen ergänzten Mauerpartien lassen sich wegen der großzügig angebrachten Zementausfugungen nur noch teilweise von den originalen Mauerabschnitten unterscheiden. Bei den Quadermauern fällt dies etwas leichter, denn die für die Rekonstruktion verwendeten Sandsteine bestehen nicht aus lokal anstehendem Baumaterial, sondern stammen aus dem benachbarten Kanton Luzern. Die Quader sind an ihrer grünlichblauen Farbe und an den teilweise gezähnten Bruchkanten aber nur dort zu erkennen und von den Originalen zu unterscheiden, wo nicht Frostschäden, Flechten und Moos



Abb. 11: Aktuelle Innenansicht an die nordwestliche Ecke der inneren Ringmauer. Die beiden Mauern stehen heute miteinander im Verband. Foto vom 9. Juli 2005.

neuerdings um sich gegriffen haben. Ein Augenschein vor Ort zeigt außerdem, dass einzelne originale Mauersteine, die beim sanierungsbedingten Abbruch frei geworden, aber noch genügend fest waren, ungefähr an ihrem originalen Platz wieder eingemauert worden sind. Solche sekundär vermauerten »Eigen-Spolien« finden sich wohl überall auf der Burgruine. Sie lassen sich mit der Hilfe der Ausgrabungsfotografien aber nur dann identifizieren, wenn sie sich durch spezielle Charakteristika (Bossierung, Kerben oder ähnliches) auszeichnen.

Seit der Sanierung von 1961/62 sind nun weitere 45 Jahre vergangen. Die bisher erfolgten Schäden halten sich vergleichsweise in Grenzen, denn noch genügen punktuelle Eingriffe, um den weiteren Verfall aufzuhalten. Während sich Denkmalpflege und Bauleitung um die Fragen der Konservierung bemühen, steht für die Archäologen die vorangehende und begleitende Untersuchung im Zentrum des Interesses. Da die bisherige Dokumentation der Burgruine unzureichend war, mussten sich die ersten Untersuchungen primär mit der Frage auseinandersetzen, was in den 40er und 60er Jahren auf der Burgruine geschehen war. Mit Studierenden der Mittelalterarchäologie wurde in bisher drei Kampagnen von 2005 bis 2007 eine umfassende Bestandsaufnahme gemacht, um bisherige Lücken in der Dokumentation zu schließen. Dazu wurden unter anderem sämtliche Mauerzüge in einem Katalog systematisch erfasst, beschrieben, fotografiert und – je nach Einschätzung des Bestandes – steingerecht oder nur in Umrissen gezeichnet.

Die bisherigen Sanierungen lehren uns, auf diejenigen Stellen ein besonderes Augenmerk zu legen, wo ausgebrochenes Mauerwerk und lose Keilsteine, sei es mit herausgefallenen Mauersteinen, sei es mit zugeführtem Material ausgebessert und ersetzt werden. Zukünftige Untersuchungen werden erheblich erleichtert, wenn diese Stellen im Zuge der gegenwärtigen Konservierung nicht nur fotografisch, sondern auch zeichnerisch minutiös dokumentiert werden.

Neben der Dokumentation des Aufgehenden sollten einzelne Sondierschnitte eine Antwort auf die Frage liefern, ob bei der Sanierung von 1961/62 auch die Fundamentmauern ersetzt worden waren. Die ersten Resultate dieser Sondierungen waren durchaus erfreulich, zeigten sie doch, dass sämtliche im Boden liegenden Mauern noch original erhalten sind, dass sich also die Sanierungsarbeiten der 60er Jahre auf das Aufgehende beschränkt hatten (Abb. 12). Dieser Befund ermöglicht es nun, die Verhältnisse der Mauern zueinander wenigstens im Fundamentbereich abzuklären und diese, wenn auch nicht im aufgehenden „Modell“, so doch wenigstens auf dem bisherigen Phasenplan zu korrigieren. Stellen, an denen das sichtbar Aufgehende vom archäologischen Befund abweicht,

Erneute Konservierung

Abb. 12: Sondierschnitt 1 mit Innenansicht an die nordwestliche Ecke der inneren Ringmauer. Entgegen der modernen Aufmauerung zeigen die originalen Fundamentmauern einen deutlichen Maueranstoß. Foto vom 27. September 2006.



Gabi Meier, lic. phil.
Röschibachstrasse 52, CH-8037 Zürich
gabi.meier@access.uzh.ch

sollten nicht nur in einer abschließenden Auswertung thematisiert, sondern auch für die Besucherinnen und Besucher vor Ort auf Informationstafeln illustriert werden.

Die Burgruine Hünenberg zeigt wohl beispielhaft für viele andere Burganlagen, wie schwierig die Erforschung stark oder mehrfach sanierter Burgen ist. Die Archäologie mittelalterlicher Burgen wandelt sich in solchen Fällen nicht nur, aber auch zu einer Archäologie neuzeitlicher Sanierungen.

Literatur

- Birchler, Linus: Die Kunstdenkmäler des Kantons Zug (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 31). Basel 1934.
- Glutz, Rudolf: Burgenforschung mit dem Theodolit: Archäologische Prospektion auf vier Zuger Burgstellen mit Hilfe der Bussolentachymetrie; in: *Tugium* 14, 1998, 85–93.
- Heid, Karl: Die Keramik der Burg Hünenberg; in: *Zuger Neujahrsblatt* 1948, 60–64.
- Kantonsarchäologie Zug, unpublizierte Akten aus den Nachlässen E. Villiger und J. Speck (Akten 3 – 40.01) und Nachfolgeuntersuchungen (Akten 3 – 40.02ff).
- Reicke, Daniel: „Von starken und grossen flüejen“. Eine Untersuchung zu Megalith- und Buckelquadermauerwerk an Burgtürmen im Gebiet zwischen Alpen und Rhein (Schweizerische Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 20). Basel 1995.
- Schneider, Hugo: Die Eisenfunde aus der Burgruine Hünenberg; in: *Zuger Neujahrsblatt* 1950, 55–60.
- Staub, Eleonore Maria: Die Herren von Hünenberg (Zeitschrift für Schweizerische Geschichte, Beiheft 1). Zürich 1943.
- Villiger, Emil: Bericht über die Ausgrabung der Burgruine Hünenberg; in: *Zuger Neujahrsblatt* 1947, 68–69.
- Villiger, Emil: Die Burg Hünenberg. Separatdruck aus *Zugenseezeitung*, 2, 1952.

Abbildungsnachweis

- Abb. 4 und 5: Villiger 1952.
alle übrigen: Kantonsarchäologie Zug